

## Zum Namenstag von Kant. Epilog zu einem Prolog von Kuehn

Gerhard Kaidisch, Weihnachtsfestkreis 2018/2019<sup>1</sup>

*Zum Kant-Jahr: Manfred Kühns meisterhafte Biographie* so preist der Verlag C. H. Beck im Buchumschlag seine 2004 in fünfter Auflage erschienene Übersetzung von Manfred Kuehns *Kant. A Biography. Cambridge University Press 2001* an. Nun, 2018, habe ich eben diese Jubiläumsausgabe zu Weihnachten, dem Fest der Geburt des Immanuel, geschenkt bekommen. Kant wurde am 22. April 1724 in Königsberg geboren und starb dort am 12. Februar 1804. 2018 kann kaum oder gar nicht als Kant-Jahr gelten. Doch ein katholischer Kalender verbindet mit dem 25. Dezember den Namen *Immanuel, Gott (ist) mit uns*. Kant hat also Namenstag.

Zu Kants Vornamen *Immanuel* heißt es bei Kuehn:

„Am 22. April dieses Jahres [1724] wurde Immanuel Kant in Königsberg geboren. Der altpreußische Kalender verband mit diesem Datum den Namen «Emanuel». Danach wurde er «Emanuel» getauft. Später änderte er diesen Namen in «Immanuel», weil er diese Form für eine genauere Wiedergabe des hebräischen Originals hielt. «Emanuel» oder «Immanuel» bedeutet «Gott ist mit ihm». Kant war der Ansicht, dies sei ein überaus passender Name, und er war auf ihn ungewöhnlich stolz und sprach noch in hohem Alter über seine Bedeutung. Es ist vielleicht bedeutsam, daß er es für erforderlich hielt, auch schon den ihm gegebenen Namen einer Kritik zu unterziehen und zu berichtigen, aber es ist ebenso bemerkenswert, daß die wörtliche Bedeutung seines Namens ihm sein ganzes Leben lang Trost und Zuversicht gab. Kants autonomer, selbstsicherer und selbstgeschaffener Charakter mag durchaus eine gewisse Art von optimistischem Vertrauen auf die Welt als teleologisches Ganzes voraussetzen, eine Welt, in der alles, einschließlich seiner selbst, seinen bestimmten Platz hat.“ [Kuehn. S. 43; In einer Anmerkung heißt es, dass sich Kant „zumindest seit 1746“ *Immanuel* nannte.]

Der christliche Name für jenes „optimistische[] Vertrauen auf die Welt als teleologisches Ganzes [...], eine Welt, in der alles, einschließlich seiner selbst, seinen bestimmten Platz hat“ ist *Glaube an die göttliche Vorsehung*. Wenn nun wirklich alles in dieser Welt seinen bestimmten Platz hat, dann ist auch mein Weihnachtsgeschenk der göttlichen Vorsehung zu verdanken. Weiße Schrift auf rotem Grund: der angebrachte Festumschlag des Buches erinnerte mich sofort an Franz Reinisch, dessen Gefängnistagebuch ich in diesen Tagen gelesen habe<sup>2</sup>: „Als Österreicher betrachte ich die Besetzung Österreichs am 11.3.38 als einen *Akt der Gewalt* und nicht des Rechts.“ Das ist einer der Gründe, die den katholischen Priester zur Verweigerung des Fahneneids führten. Das NS-Regime verurteilte ihn am 07.07.1942 „wegen Verweigerung des Fahneneides und Zersetzung der Wehrkraft zum Tode“. Im Gefängnis schreibt er:

„Mein Lebensopfer soll ein Hohelied werden auf 1. Die *Würde* des Menschen: innere Freiheit, ausreifend bis zur Freiheit der Kinder Gottes! 2. *Wert* des Menschen: Gotteskind, nicht bloß Kind des Blutes. 3. Unsterblichkeit der Seele.“

Kuehn bemerkt in seiner Kant Biographie [S. 290f]:

„Der Glaube, daß diese Begriffe erfüllt sind (d. h. daß Gott, Freiheit und Unsterblichkeit real sind), ist für Kants sogenannten «moralischen Glauben» zentral. Auch wenn Kant selbst nicht religiös war und eine Abneigung gegen äußerlichen Gottesdienst in jeglicher Form hatte, glaubte er doch, daß uns die Moralität unweigerlich dazu führt, gewisse Dogmen des traditionellen Theismus anzuerkennen.“

<sup>1</sup> gerhard.kaidisch@gmx.at

<sup>2</sup> Zur Erklärung wie sich diese glückliche Assoziation in meinem Gehirn Platz verschafft hat: Ich lese das Tagebuch zusammen mit einer Reinisch-Biographie, die am unteren Rand auf rotem Grund in weißer Schrift den Titel *Über den Tod hinaus. Lebenswege mit Franz Reinisch* trägt (Von Martin J. Emge. 2018). Am Cover sieht man eine Fotomontage mit Reinisch-Porträt vor einem Baumstamm mit rot-weiß-roter Markierung, wie sie an österreichischen Wanderwegen Orientierung bietet. Franz Reinisch ist seit 8. Mai 1942 im Gefängnis, am 25. Juni beginnt er mit den Tagebuchaufzeichnungen.

Er gibt anschließend dem Leser dieses Beispiel aus Kants *Kritik der reinen Vernunft*:

„Zwar wird sich niemand rühmen können: er *wisse*, daß ein Gott und daß ein künftig Leben sei; denn, wenn er das weiß, so ist er gerade der Mann, den ich längst gesucht habe. Alles Wissen (wenn es einen Gegenstand der bloßen Vernunft betrifft) kann man mitteilen, und ich würde also auch hoffen können, durch seine Belehrung mein Wissen in so bewunderungswürdigem Maße ausgedehnt zu sehen. Nein, die Überzeugung ist nicht *logische*, sondern *moralische* Gewissheit, und, da sie auf subjektiven Gründen (der moralischen Gesinnung) beruht, so muß ich nicht einmal sagen: *es ist* moralisch gewiß, daß ein Gott sei etc., sondern, *ich bin* moralisch gewiß etc. Das heißt: der Glaube an einen Gott und eine andere Welt ist mit meiner moralischen Gesinnung so verwebt, daß, so wenig ich Gefahr laufe, die letztere einzubüßen, eben so wenig besorge ich, daß mir der erste jemals entrissen werden könne. (A828 f. = B856 f.)“.

Am 27. Juli 1942 schildert Reinisch die einsetzende Todesangst:

„Sie ist einfach da, ob ich will oder nicht. Sie ist ein *seelisches* Feuer, ein Sich-Winden und Drehen, Beklommenheit, Enge, ein Zusammengepreßtsein im Gehirn wie im Herzen (physiologisch).“

Er stirbt am 21. August 1942 um 5.03 unter dem Fallbeil. Seine Urne wurde auf dem Urnenfriedhof des Zuchthauses beigesetzt, Grab 35 Feld II. Aufschrift: *Krematorium Brandenburg No. 4953 Franz Reinisch Priester*. Am 01. Februar 1943 wäre er 40 Jahre alt geworden.

Kuehns Biographie beginnt im Prolog mit den Worten: „Immanuel Kant starb am 12. Februar 1804 um 11 Uhr vormittags, etwas mehr als zwei Monate vor seinem 80. Geburtstag.“. Anschließend wird das Begräbnis geschildert:

„Ein langer Zug folgte dem Sarg, und von *allen* Königsberger Kirchen läuteten die Glocken. Das muß den meisten Königsberger Bürgern angemessen erschienen sein. Scheffner, Kants ältestem noch lebenden Freund, «gefiel [es] sehr gut», und Gleiches galt für die Mehrzahl der Königsberger. [...] Kant, der Mann, war für immer fort. Die Welt war kalt, und es gab keine Hoffnung – nicht für Kant, und vielleicht für keinen von uns. Scheffner wußte nur zu gut, daß Kant davon überzeugt war, nach dem Tode sei nichts zu erwarten. Mochte er auch in seiner Philosophie die Hoffnung auf ein ewiges Leben und eine künftige Existenz hochgehalten haben, in seinem Privatleben hatten ihn solche Ideen kalt gelassen. Scheffner hatte häufig gehört, wie sich Kant verächtlich über Gebete und andere religiöse Praktiken äußerte. Die organisierte Religion erfüllte ihn mit Zorn. Jedem, der Kant persönlich kannte, war klar, daß ihm der Glaube an einen persönlichen Gott fremd war. Gott und Unsterblichkeit hatte er zwar postuliert, glaubte aber selbst an keines von beiden. Seine feste Überzeugung war, daß derartige Glaubensvorstellungen lediglich eine Sache des «individuellen Bedürfnisses» seien. Er selbst empfand kein derartiges Bedürfnis.“

Jetzt weiß ich nicht, befinden wir uns in dieser Textpassage durchgehend in einer empfindsamen Schilderung der durch den Anlass eingetrübten Gedankenwelt von Scheffner, oder spricht hier Kuehn als Kant-Biograph. Beim ersten Lesen dachte ich, hier spricht Kuehn als Biograph. Doch jetzt bin ich mir nicht mehr so sicher. Es wäre auch, denke ich, ziemlich unvernünftig.

„Gott und Unsterblichkeit hatte er zwar postuliert, glaubte aber selbst an keines von beiden.“ und „Der Glaube, daß diese Begriffe erfüllt sind (d. h. daß Gott, Freiheit und Unsterblichkeit real sind), ist für Kants sogenannten «moralischen Glauben» zentral.“ sind miteinander unvereinbare Behauptungen. Es sei denn, man nimmt an, Kant glaubte nicht an einen sogenannten *moralischen Glauben* oder er hielt sich für einen Menschen ohne moralische Gesinnung. Ersteres würde ihn zu einem Heuchler ersten Ranges machen, und er würde sich zu Recht für einen Menschen ohne moralische Gesinnung halten. Letzteres würde die genannte Passage aus der Kritik der reinen Vernunft aus seiner Perspektive zu einer reinen Fiktion machen müssen, und er hätte Jahre seines Lebens in das ausgeklügelte Ausformulieren von Hirngespinnsten investiert. Warum wohl? Kuehns ominöse Prolog-Bemerkungen geben das Recht zu einem vielleicht ähnlich ominösen Epilog des Lesers.

Kuehns Behauptung

„Auch wenn Kant selbst nicht religiös war und eine Abneigung gegen äußerlichen Gottesdienst in jeglicher Form hatte“

lässt sich auch so verstehen:

*Kant war nicht religiös* bedeutet unter anderem *Kant hatte eine Abneigung gegen äußerlichen Gottesdienst in jeglicher Form*.

Das schließt nicht aus, dass Kant doch religiös war, in einem anderen Sinne von *religiös*, der auch das menschliche Denken, die Lehre von und das Bekenntnis zu etwas Heiligem einbezieht. Kant war religiös, „glaubte er doch, daß uns die Moralität unweigerlich dazu führt, gewisse Dogmen des traditionellen Theismus anzuerkennen.“

Die Behauptung, Kant war religiös und nicht religiös, lässt sich vorteilhaft ersetzen durch:

Kant hatte eine Abneigung gegen äußerlichen Gottesdienst in jeglicher Form, glaubte aber, dass uns die Moralität unweigerlich dazu führt, gewisse Dogmen des traditionellen Theismus anzuerkennen.

Das kommt Kant näher. Denn Kants praktische Philosophie macht mit dem christlichen Gedanken ernst, dass Gottes Liebe in unsere Herzen eingegossen ist. In ihrer Terminologie ist sie eine philosophische Analyse dieses Gedankens in Form einer Moraltheologie, die offenlegt,

„daß nämlich in Angelegenheiten, die uns alle angehen, niemand privilegiert ist; daß «die höchste Philosophie in Ansehung der wesentlichen Zwecke der menschlichen Natur es nicht weiter bringen könne, als die Leitung, welche sie auch dem gemeinsten Verstande hat angedeihen lassen» (A830=B858).“ [Kuehn, S. 291].

Das moralische Gesetz, das uns *mit reiner praktischer Vernunft gegeben* ist, ist bei Kant zugleich Richtschnur und Kraft zu unbedingtem Handeln. Was für das Moralgesetz gilt: *Wir begreifen aber doch seine Unbegreiflichkeit*, gilt eo ipso auch für Gott.

Doch Christen haben zugleich die anthropomorphste Gottesvorstellung die sich denken lässt. Die ersten Christen glaubten: wer den Menschen Jesus sieht, sieht Gott-mit-uns. Statt äußerst verfänglich zu behaupten, dass Kant „der Glaube an einen persönlichen Gott fremd war“, darf wohl mit gutem Grund behauptet werden, dass Kant der Glaube an einen Immanuel fremd war. Es könnte auch bloß antijüdisches Ressentiment gewesen sein, die seine Umgebung vom einen auf das andere schließen ließ. Tatsächlich ist es unmöglich, an einen Gott-mit-uns zu glauben, ohne praktizierender Christ zu sein, und umgekehrt. Kant war kein praktizierender Christ. Das ist aus den *von ihm selbst autorisierten* Veröffentlichungen klar ersichtlich und er hat hier niemandem etwas vorgeheuchelt.

Kuehn gibt dieses Beispiel:

„Kant akzeptiert sogar «als einen keines Beweises benötigten Grundsatz», daß jeder Gottesdienst «außer dem guten Lebenswandel» einen «bloße[n] Religionswahn und Afterdienst Gottes» darstelle. Nur moralischer Dienst wird uns einem moralischen Gott wohlgefällig machen. Gebet, Liturgie, Wallfahrten und Beichten sind wertlos. Es besteht kein Unterschied zwischen dem Tibeter, der eine Gebetsmühle benutzt, einem Katholiken, der einen Rosenkranz hersagt, oder einem Protestanten, der ohne feste Formel betet. Sie machen sich alle etwas vor. Nichts Gutes wird durch solche Andachtsübungen bewerkstelligt werden, und sie können sogar zu Fanatismus führen und somit zum «moralische[n] Tod der Vernunft, ohne die doch gar keine Religion, als welche wie alle Moralität überhaupt auf Grundsätze gegründet werden muß, statt finden kann.»“ [Kuehn S. 430].

Kant schreibt in Wahrheit differenzierter, und Vorsicht ist angebracht, wie immer bei Kant. Doch Kuehn trifft die von Kant angestrebte Provokation ganz gut. Ihr Grundgehalt lässt sich als, vom spezifisch christlichen Gehalt abstrahierende, Auslegung des Wortes *Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt* verstehen. Schwebte Kant eine Art von universaler anima naturaliter christiana (eine von Natur aus christliche Seele) vor? Ohne Immanuel gibt es freilich kein sinnvolles christliches Gebet, christliche Liturgie, Wallfahrten und Beichten sind wertlos.

Betrachten wir dazu Argumente.

A1: *Christliches Gebet, Liturgie, Wallfahrten und Beichten sind wertlos.*

B: *Christliches Gebet, Liturgie, Wallfahrten und Beichten sind wertlos genau dann, wenn es keinen Immanuel gibt.*

Also: Es gibt keinen Immanuel.

A2: Es gibt keinen Immanuel

B: *Christliches Gebet, Liturgie, Wallfahrten und Beichten sind wertlos genau dann, wenn es keinen Immanuel gibt.*

Also: *Christliches Gebet, Liturgie, Wallfahrten und Beichten sind wertlos.*

Prämisse B nennt die einzige hinreichende Bedingung dafür, dass christliches Gebet, Liturgie, Wallfahrten und Beichten wertlos sind. Prämisse B ist ein selbstevidenter Grundsatz, zumindest für jeden Christen (mit Ausnahme konfessioneller Unterschiede betreffend dem Stellenwert des Beichtens und individueller betreffend Wallfahrten). Es ist ein keines Beweises bedürftiger Grundsatz, dass jeder christliche Gottesdienst außer dem guten Lebenswandel einen bloßen Religionswahn und Afterdienst Gottes darstellt, wenn es keinen Immanuel gibt. Als Beispiel sei der Apostel Paulus zitiert:

*Ist aber Christus nicht auferweckt worden, dann ist unsere Verkündigung leer und euer Glaube sinnlos. [...] Wenn wir unsere Hoffnung nur in diesem Leben auf Christus gesetzt haben, sind wir erbärmlicher daran als alle anderen Menschen.*

Das christliche Gegenargument lautet so:

A2\*: Immanuel ist (Gott ist mit uns).

B\*: *Christliches Gebet, Liturgie, Wallfahrten und Beichten sind nicht wertlos genau dann, wenn es einen Immanuel gibt.*

Also: *Christliches Gebet, Liturgie, Wallfahrten und Beichten sind nicht wertlos.*

Wenn Prämisse B ein selbstevidenter Grundsatz ist, dann sind die oben angeführten «Argumente» mit den Prämissen A1 und A2 im Grunde ein und dasselbe Argument. Und doch besteht eine Asymmetrie. Indem Prämisse A1 als selbstständige Prämisse auftritt, entsteht der Schein einer Selbstständigkeit dieser Prämisse von seiner einzigen hinreichenden Bedingung. Es kann dann so scheinen, als ließen sich A1 und A2 voneinander trennen, und es könnte hinreichende Gründe geben, A1 anzunehmen, die nicht letztlich allesamt auf A2 beruhen. Zusammen mit Prämisse B würde sich daraus der offenkundige Schein ergeben, dass christliche Glaubenspraxis notwendigerweise in innerem Widerspruch zum christlichen Glauben steht. Doch dieser Schein wird nicht offenkundig, solange Prämisse B im Verborgenen bleibt. Daran möchte ich eine psychologische These knüpfen: Da die Prämisse B selbstevident ist, haben wir sie im Kopf, auch wenn sie nicht ausdrücklich angeführt wird. Es ist eine Binsenweisheit, und nur ein verschwindender Bruchteil aller Binsenweisheiten wird tatsächlich jemals in Worte gefasst. Wenn wir aber damit ausdrücklich konfrontiert werden, stimmen wir gewöhnlich zu. Die psychologische These ist also, dass von der Prämisse A1, ohne ausdrücklich formulierte Prämisse B, *insgeheim* ein Schluss auf die Nichtexistenz eines Immanuel gemacht wird (, umso eher natürlich, je mehr jemand überhaupt Grundkenntnisse des christlichen Glaubens besitzt). Mit anderen Worten: Denkbzusammenhänge, welche Prämisse B (oder dazu analoge) in Zusammenhang mit Prämisse A1 nicht explizit machen, sind eng verwandt mit Formen versteckter Propaganda.

Wer nun der Meinung ist, das «Gegenargument» beweise nicht wirklich viel, der wird auch der Meinung sein, dass auch die oben angeführten «Argumente» nicht wirklich viel beweisen. Das tun sie tatsächlich nicht. Sie legen nur offen: Es ist evidentermaßen unmöglich, zu beweisen, dass

christliches Gebet und Liturgie wertlos sind, ohne zu beweisen, dass Gott in Jesus nicht Mensch und Christus wurde. Oder kann es manchen Nicht-Christen doch möglich erscheinen? Es scheint, manche Nichtchristen tun sich besonders leicht mit der Vorstellung, es sei möglich, den Sachverhalt, *dass Gott Mensch wurde* von allen in den Evangelien dargestellten und in der Kirche überlieferten Sachverhalten der Art und Weise *wie Gott Mensch wurde und als Mensch lebte* zu trennen. Durch diese Trennung wird der Immanuel freilich zwangsweise zu einer fiktiven Gestalt. Ohne Christen gibt es keinen Christus.

Kant gibt keine philosophischen Argumente dafür, dass es keinen Immanuel gibt. Ein philosophisches Argument würde Notwendigkeit enthalten müssen. Erklärte Atheisten tun sich da natürlich leicht. Wenn Gott nicht existiert, dann kann Gott nicht Mensch werden und mitten unter uns sein. Aber wer die Existenz Gottes postuliert, für den bleibt theoretisch nur die Kritik aller Offenbarung, wenn er die Unmöglichkeit einer Menschwerdung Gottes nicht synthetisch a priori ausschließen zu können glaubt. Wie auch immer, Kant setzt offensichtlich jene Bedingung als gegeben voraus, die Paulus offen ausspricht. Ohne diese Bedingung haben christliches Gebet und Liturgie eine innere Unbedingtheit, die von Kant nicht weiter untersucht wird. Denn im Selbstverständnis der Kirche ist die Kirche der fortlebende Leib Christi. Kant war der Überzeugung, dass es diese Kirche nicht gibt. So ist Kants «Kirchenkritik» in weiten Teilen die aufrichtige Kritik eines Taufscheinchristen an allen Ausprägungen von Frömmigkeit, die essentiell mit dem Glauben an die Menschwerdung Gottes verbunden sind. Sie ist gleichzusetzen mit einem öffentlich erklärten «Kirchaustritt».

Das ist das entscheidende Moment. Für Kants philosophische Position ist dieser öffentliche «Kirchenaustritt» wesentlich. Denn dieser ist *praktisch* gleichbedeutend mit einem öffentlichen Bekenntnis zu Prämisse A2: Es gibt keinen Immanuel. Somit wird klar: Kant betreibt eben gerade nicht versteckte Propanda, er hat keine versteckte Agenda, sondern er legt seine Denkvorsetzungen offen, durch die Tat. Der Grundsatz, dass jeder christliche Gottesdienst außer dem guten Lebenswandel einen bloßen Religionswahn und Afterdienst Gottes darstellt, benötigt keinen Beweis im Sinne eines theoretischen Beweises, sondern eine praktische Gewissheit ausdrückende Handlung: so ist Kant zu verstehen und er durfte auch damit rechnen, so verstanden zu werden, wenn er auch nicht von jedem so verstanden wurde und wird. Kants Handlung ist aber zitierfähig und somit pragmatisch konsistent und kommt ohne Schein aus.

Kants riskanter «Kirchaustritt» war mit Sicherheit mitverantwortlich dafür, dass die verheerende kirchliche Sanktionierung staatlicher und gesellschaftlicher Repressalien gegen Andersgläubige nach langer langer Zeit in Europa endlich ihr Ende fand. Nach Beendigung dieser Repressalien. Schon deshalb ist ihr Grundgehalt für Christen nicht unwichtig. Aber das ist nicht der einzige Grund. Kirchenkritik im eigentlichen Sinne kann es zwar nur innerhalb der Kirche geben. Denn es ist offensichtlich unsinnig etwas zu kritisieren, dessen Existenz man leugnet. Doch es ist ja selbst uralter Gehalt prophetischer Verkündigung und die einmütige Stimme der Heiligengestalten *in* der Kirche als Leib Christi: dass sie nichts wäre, hätte sie die Liebe nicht. Kants «Kirchenkritik» entspricht in ihren besten Abschnitten lebendiger Kirchenkritik. Nur dass die Heiligen dieselben Gedanken oft lebhafter formulieren als der nüchterne Kant. Und nicht nur die Heiligen. Das Moralgesetz, die „Stimme der Vernunft in Beziehung auf den Willen“, spricht für ihn „so deutlich, so unüberschreitbar, selbst für den gemeinsten Menschen so vernehmlich“, dass sie Kant eine „himmlische Stimme“ nennt (Kritik der praktischen Vernunft, §8, Anm. II). Kant machte jedem seiner Leser deutlich, dass er nicht an eine Kirche im christlichen Sinne glaubte. Aus christlicher Perspektive betrachtet, hatte er natürlich einen rein polemischen Begriff von Amtskirche. Sich gegen deren Stimme taub zu machen ist ihm wohl ziemlich leicht gefallen. Auch eine Kritik der reinen Vernunft gibt es natürlich nur, wenn es reine Vernunft gibt. Hunderttausende Seiten (freilich nur nach einem groben Induktionsschluss, ausgehend vom bisher Gelesenen; doch die Zahl ist ja nach oben offen) polemischer Kantkritik beweisen, dass es überhaupt nicht schwerfällt, auch Kants

reine Vernunft zu leugnen.

Abstrahiert man nun von Kants «Kirchenkritik» und setzt sein Denken in Verhältnis zum christlichen Glauben, so bleibt ein reiner Kinderglaube übrig. Kant vertraute sich vollständig der Leitung an, welche die geschaffene Natur auch dem gemeinsten Verstande hat angedeihen lassen und analysierte sie nach Kräften. Eine andere Autorität wurde von ihm nicht anerkannt. Doch sein Kinderglaube hat einen bestimmten Platz im Denken der Kirche. Es ist der des natürlichen Gottesglaubens, welchen die christliche Dogmatik als gegeben voraussetzt. Auf der anderen Seite ist es nicht kindlich, sondern tatsächlich wirklich kindisch, Kants Kritik aller theoretischen Gottesbeweise als unchristlich abzutun. Unchristlich wäre es, die Wahrheit zu verleugnen, und die verlangt zu solchen Beweisen, als *Beweise* im strengen philosophischen Sinne des Wortes genommen, nun einmal mehr, als menschlicher Verstand leisten kann. Kant setzt eben, mit den meisten Menschen, voraus, dass es überhaupt einen *menschlichen* Verstand gibt, d. h. einen Verstand, der sich von Mensch zu Mensch nicht wesentlich unterscheidet. Was von diesem Verstand zu halten ist, beschreibt der Theologe Abaelard schon 600 Jahre vor Kants Geburt:

„Welch großer Spott würde mit den Gläubigen getrieben, würde man sie als solche preisen, die einen Gott haben, den das menschliche Vernünftchen [ratiuncula humana] vollständig begreifen, und die Sprache der Sterblichen treffsicher beschreiben könnte.“ (Peter Abaelard. *Theologia Christiana* 3.44; verfasst wohl ab 1123)

Man sollte Wissenschaft und moralisch-religiöse Gewißheit förderndes Denken, und ein solches ist Kants kritische Philosophie, nicht gegeneinander ausspielen. Kants selbst hat ein Sensorium für viele (aber nicht alle!) Formen solcher fehlgeleiteter Kritik entwickelt und anderen intellektuell zu vermitteln versucht.

Kuehns fatalistisches *Nichts Gutes wird durch solche Andachtsübungen bewerkstelligt werden, und sie können sogar zu Fanatismus führen* ist alles andere als keines Beweises bedürftig. Es ist eine metaphysische Behauptung über die Welt als nicht-teleologisches Ganzes, die keines empirischen Beweises fähig ist. Vermutlich hat auch Franz Reinisch dergleichen des Öfteren zu hören bekommen. (Für die folgenden Zitate siehe: [www.franz-reinisch.org](http://www.franz-reinisch.org))

„Ich kann als Christ und Österreicher einem Mann wie Hitler niemals den Eid der Treue leisten.“

Ist das nicht Fanatismus? Wo wären wir denn da hin gekommen, wenn ein jeder so gehandelt hätte!

„Den Eid, den Soldateneid auf die nationalsozialistische Fahne, auf den Führer, darf man nicht leisten. Das ist sündhaft. Man würde ja einem Verbrecher einen Eid geben.“

*Das ist sündhaft* ist nicht kantisch. Doch in seiner Kritik der praktischen Vernunft (Methodenlehre) zitiert Kant Juvenal, um den „Leser die Kraft der Triebfeder, die im reinen Gesetze der Pflicht, als Pflicht, steckt, lebhaft empfinden“ zu lassen. Was, wenn ein Tyrann dir droht, dich bei lebendigem Leibe zu rösten, willst du nicht einen Meineid schwören?

Summum crede nefas animam praeferre pudori,  
Et propter vitam vivendi perdere causas.

Am Verruchtesten, so glaube, ist, der animalischen Seele die Ehre zu opfern,  
und des Lebens wegen den Sinn des Lebens zu vernichten.

Das kommt Reinischs Gedanken sehr nahe. Natürlich sind auch seine Gedanken mit Vorsicht zu betrachten. Sie scheinen zu implizieren, eine große Mehrzahl hätte falsch gehandelt, indem sie sich an Juvenals, das genannte Gedicht einleitenden, Grundsatz hielt:

Esto bonus miles  
Sei ein guter Soldat

Aber nicht umsonst spricht Kant von einer „Steigerung“ im Fortgang des Gedichtes. Es ist noch einmal ein Unterschied, ob das Moralgesetz übertreten, oder „dessen Heiligkeit gleichsam mit Füßen“ getreten wird. Vollkommenere Pflichten erfordern zu ihrer Befolgung vollkommenere Opferbereitschaft. So „widmen wir der Befolgung desselben, mit Aufopferung alles dessen, was für die innigste aller unserer Neigungen nur immer einen Wert haben mag, die allervollkommenste Hochachtung, und wir finden unsere Seele durch ein solches Beispiel gestärkt und erhoben“. „Juvenal stellt ein solches Beispiel in einer Steigerung vor“, Franz Reinisch wird ein solches Beispiel *geben*: „Mein Lebensopfer soll ein Hohelied werden“. Und wir? Wir „finden uns durch ein solches Beispiel gestärkt und erhoben, wenn wir an demselben uns überzeugen können, dass die menschliche Natur zu einer so großen Erhebung über alles, was Natur nur immer an Triebfedern zum Gegenteil aufbringen kann, fähig sei“. *Wenn wir an demselben uns überzeugen können* kann aber auch bedeuten *wenn uns nicht eine antiklerikale Grundeinstellung dazu unfähig macht, uns überzeugen zu lassen*. Falls es aber so wäre, könnten für den Einzelnen vielleicht gerade so viele Beispiele wegfallen, dass auch Dichtung wertlos wird. Übrigens nennt Reinisch selbst genügend (mögliche) sinnliche Triebfedern seines Handelns, vertraut aber in seinem inneren Kampf letztlich darauf, dass diese nicht ausschlaggebend sind. Und dieses Vertrauen gibt den Ausschlag. Es ist eben nicht mechanische, seelenlos anonym verallgemeinerungsfähige Denkakrobatik wozu der kategorische Imperativ nötig ist. Denn allen solchen Kantinterpretationen zum Trotz schreibt Kant beispielsweise:

„Denn es folgt daraus, dass ein Wesen Vernunft hat, gar nicht, dass diese ein Vermögen enthalte, die Willkür unbedingt durch die bloße Vorstellung der Qualifikation ihrer Maximen zur allgemeinen Gesetzgebung zu bestimmen und also für sich selbst praktisch zu sein: wenigstens soviel wir einsehen können. Das allerverünftigste Weltwesen könnte doch immer gewisser Triebfedern, die ihm von Objekten der Neigung herkommen, bedürfen, um seine Willkür zu bestimmen: hierzu aber die vernünftigste Überlegung, sowohl was die größte Summe der Triebfedern, als auch die Mittel, den dadurch bestimmten Zweck zu erreichen, betrifft, anwenden: **ohne auch nur die Möglichkeit von so etwas, als das moralische, schlechthin gebietende Gesetz ist, welches sich als selbst und zwar höchste Triebfeder ankündigt, zu ahnen** [Hervorhebung von mir. G. K.]. Wäre dieses Gesetz nicht in uns gegeben, wir würden es als ein solches durch keine Vernunft herausklügeln, oder der Willkür anschwätzen: und doch ist dieses Gesetz das einzige, was uns der Unabhängigkeit unserer Willkür von der Bestimmung durch alle andern Triebfedern (unrer Freiheit) und hiermit zugleich der Zurechnungsfähigkeit aller Handlungen bewusst macht.“ (Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, Von der ursprünglichen Anlage zum Guten in der menschlichen Natur, Anmerkung)

Reinisch handelt nicht ohne gründliche Überlegung. Er gibt in seinem Gefängnistagebuch ausführlich Rechenschaft über sein Handeln. Wie Kant scheut er sich dabei nicht, auf die Eigenständigkeit seines Denkens zurückzugreifen:

"Ich denke, rede und handle nicht, was und weil es andere denken, reden, handeln, sondern weil das meine innere Überzeugung ist!"

Doch sieht Reinisch diese Selbstständigkeit im Denken, völlig unkantisch, dafür katholisch, insbesondere österreichisch-schönstättisch, im engsten Zusammenhang mit seinem «Liebesbündnis» mit der Gottesmutter:

„O meine Gebieterin, o meine Mutter und Königin des Herzens, Dir bringe ich mich ganz dar, meine Augen, Ohren, Mund, Hände und Füße, meinen Verstand und Willen, *meine Freiheit und Ehre*, ja mein ganzes Herz und mein Leben. Alles ist Dein.“ (Gefängnistagebuch 2. Juli 1942)

Dieses «Liebesbündnis» setzt die Taufe voraus. Auch Kant wurde auf diese Weise, dem Glauben seiner Eltern nach, zu einem Immanuel. Dazu eine Randbemerkung: Der Kantliebling und

Ehrendoktor der Theologie, Joachim Heinrich Campe, dem Kant in einem Brief von 1777 „die vornehmste geistliche Stelle im Lande“ schmackhaft machen wollte, erläutert in seinem Wörterbuch der deutschen Sprache das Wort *Vornamen* auf diese Weise:

„Der Vorname, [...], derjenige eigenthümliche Name, welchen jemand vor seinem Geschlechtsnamen führet, der Taufname, weil er in der Taufe ertheilt wird. So ist im Namen *Immanuel Kant*, *Immanuel* der Vorname oder Taufname.“ [Joachim Heinrich Campe. *Wörterbuch der Deutschen Sprache*. Band 5. Braunschweig 1811]

Kant liebte seine Mutter Anna (deren katholische Namenpatronin die Hl. Anna, Mutter der Gottesmutter Maria, ist) Regina (lat. *Königin*):

„So soll er gesagt haben: «Ich werde meine Mutter nie vergessen, denn sie pflanzte und nährte den ersten Keim des Guten in mir, sie öffnete mein Herz den Eindrücken der Natur; sie weckte und erweiterte meine Begriffe, und ihre Lehren haben einen immerwährenden heilsamen Einfluß auf mein Leben gehabt.»“ (Kuehn, S. 49).

Heißt nun *seinen Verstand darbringen* seinen Verstand aufgeben? Wer erst in der Aufklärung den Geist herabkommen sieht, wird diese Interpretation gerne gelten lassen. *Seinen Verstand darbringen* eröffnet aber auch interessante metaphysische Fragstellungen. Ist ein geteiltes Ich denkbar? Nicht ein gespaltenes, schizophrenes, pathologisches «Ich» im Sinne eines psychopathologisch diagnostizierbaren Religionswahns. Sondern das Denken einer Person, zu dessen *Ich denke* eine andere Person beiträgt, mit dem Ziel: Ich denke gut. Gutes Denken ist ja nicht bloß folgerichtiges Denken. Doch, oje, Besessenheit von der Gottesmutter ... ? Immerhin kann gesagt werden, dass Kants Denken wie vermutlich keine andere Philosophie die Denkmöglichkeit, mehr freilich nicht, einer solchen «Bessenheit» eröffnet. Denn das Ich ist darin nichts anderes, als einheitsstiftende Funktion des Denkens, und nicht Kern der Person, die in reiner *praktischer* Vernunft gegeben ist. Es ist Reinischs *innere* Überzeugung, nach Gottes Willem zu handeln. *Dass* eine Person, unmittelbar als Person, *im Denken* einer anderen Person mit deren Einverständnis wirklich liebevoll tätig werden kann, das ist natürlich keine Behauptung, die sich auf philosophische Beweisgründe stützen könnte. Sie stammt von woanders her.

„In dieser Qualität aber muß man sie erhalten, und ja sorgfältig verhüten, dass sie nicht als an sich selbst beglaubigt, und von einiger absoluten Gültigkeit auftreten, und die Vernunft unter Erdichtungen und Blendwerken ersäufen.“ (Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, A782=B810).

Mehr fordert Kants Kritik nicht, und mehr braucht es auch nicht, um nicht zum unmündigen Opfer eines sterilen Kritizismus zu werden. Für den nicht *weise* genannt werden Wollenden aus dem Abendland war das Moralgesetz der Stern, der alle Menschen sicher zu Gott führt. Gott war mit Kant nicht, weil *Gott mit uns* von Friedrich I. 1701 zum Wahlspruch des preußischen Königshauses erwählt wurde. Kuehn schreibt: „«Emanuel» oder «Immanuel» bedeutet «Gott ist mit ihm»“. Das ist eine Übersetzung von *Immanuel*, die mir so erstmals in meinem Weihnachtsgeschenk begegnet ist. Vielleicht ist sie das humorvolle Motto von Kuehns Kant-Biographie. Denn dergleichen Pflichten, so sagt Kant in der genannten Methodenlehre, „deren Übertretung das moralische Gesetz an sich [...] verletzt, und dessen Heiligkeit gleichsam mit Füßen tritt“ pflegt man „Pflichten gegen Gott zu nennen [...], weil wir uns in ihm das Ideal der Heiligkeit in Substanz denken“.

„Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“, so heißt es im Prolog des Johannesevangeliums. Ich bevorzuge daher die logische Deutung: Wenn Gott mit uns ist, dann ist Gott mit ihm. Die Feststellung *Danach ist nichts (zu erwarten)* ist aber auch so durchaus ernstzunehmen. Ein rustikaler Verwandter erklärt mir dies in unregelmäßigen Abständen, ohne dass ich dem groß widersprechen würde. Ich entgegne dem gewöhnlich nichts, und mache keinen

Muckser. Weil aber *Muckser* lateinisch *muttum* bedeutet und von da zum Wort *Motto* führt, bringt mein quasimissionarisches Verstummen unmissverständlich zum Ausdruck, dass das nicht mein Lebensmotto ist. Gut, ich bin mir eben auch sicher, die Worte fallen nur deshalb, weil mein Verwandter dies zu wissen glaubt. Der umgängliche Kant hätte auch guten Grund gehabt, im persönlichen Verkehr mit seinen theologisch gebildeten Freunden auf einschlägige Glaubenserklärungen zu verzichten. Sie konnten ja alles in seinen Schriften nachlesen. *Was liegt, das pickt* sagt man in Österreich. Er war nicht verpflichtet, zu allem seinen Senf zu geben.